



DER 8. MAI 1945

**80 Jahre nach dem Kriegsende:
Ein Aufbruch in Geschichte und Erinnerung**

Claudia Weber

AUF EINEN BLICK

- ▶ Die Erinnerung an die Schrecken des Krieges hat Europa nicht vor einem neuen Krieg bewahrt. Das zählende Weltkriegserbe ist aufgebraucht und von der „Friedensdividende“ der 1990er Jahre spricht niemand mehr. Der Krieg in Europa beeinflusst die Weltkriegsgeschichte und Weltkriegsgeschichtsschreibung.
- ▶ Die letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Weltkriegs werden bald nicht mehr am Leben sein. Damit verändert sich die Authentizität der Erinnerung und ihre Wirkungsmacht. Die Herausforderung besteht in der Gestaltung dieses Übergangs, ohne dass die „lebendige Erinnerung“ verlorengeht.
- ▶ Erinnerung braucht Gegenwartsrelevanz, zuerst im Hinblick auf ihre Inhalte und dann im Hinblick auf ihre Medien und Träger. Vor dem Hintergrund einer Gegenwart von Kriegen, politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen erscheint die historische Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs und an den Nachkrieg wichtiger denn je.
- ▶ Der 80. Jahrestag des Weltkriegsendes findet in einer ethnisch und kulturell heterogenen Gesellschaft statt, deren Bevölkerungsgruppen auf ganz verschiedene Herkunftsfamilien schauen und von dort ihr historisches Selbstverständnis ableiten. Die Herausforderung besteht darin, eine moderne Erinnerungskultur zu gestalten, die – wenn sie ihre identitäts- und gemeinschaftsstiftende Aufgabe erhalten will – so beschaffen ist, dass sie dieser Wirklichkeit Rechnung trägt.
- ▶ Drei geschichtswissenschaftliche Themenfelder verdienen nach der Konjunktur der Kriegs- und Nachkriegsforschung in den 1990er Jahren und vor dem Hintergrund einer veränderten Gegenwart eine Revision. Dazu zählt die Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen der Zeit des Vorkriegs, dem Kriegsverlauf mitsamt seinen zahlreichen Nachkriegsplanungen und der realpolitischen Gestaltung des Kriegsendes.
- ▶ Zudem kann vor dem Hintergrund gegenwärtiger Diskussionen die Diktaturanfälligkeit von Demokratien neu betrachtet werden. So können wir aus der Nachkriegsgeschichte in mindestens zweierlei Hinsicht etwas über unsere Zeit erfahren: über politische Strategien totalitärer Machtergreifungen, die sich durchaus am Werkzeugkasten demokratischer Verfahren und Institutionen bedienen können – und damit über die Anfälligkeit dieser Verfahren und Institutionen für totalitäre und diktatorische Absichten, die unsere Gegenwart wieder entscheidend beeinflussen.
- ▶ Als drittes Themenfeld sollten Fragen, die Gewalt nach dem Krieg betreffen, neu gedacht werden. So bedeutet ein formales Kriegsende noch nicht das Ende kriegerischer Gewalt. Vielmehr können Nachkriegsentwürfe neue Gewalt evozieren.

INHALTSVERZEICHNIS

	Einführung	4
1	(Neue) Fragen an die Erinnerungskultur	6
2	(Neue) Fragen an die Geschichte	9
3	Die Zeiten des Krieges – Vorkrieg, Krieg und Nachkrieg	12
4	Die Diktaturanfälligkeit der Demokratie	13
5	Gewalt im Nachkrieg	15
	Fazit	17

EINFÜHRUNG

Vor achtzig Jahren endete der Zweite Weltkrieg mit der deutschen Kapitulation am 8. und 9. Mai und der japanischen Kapitulation am 2. September 1945. Er gilt als „Zivilisationsbruch“ in einem von globalen Kriegen, Massenvernichtung, dem Holocaust und ideologischen Konkurrenzen saten 20. Jahrhundert, das der britische Historiker Eric Hobsbawm vor mittlerweile dreißig Jahren ein „Zeitalter der Extreme“ nannte.¹ Als Hobsbawm die Wendung in seiner Weltgeschichte des kurzen, doch gewaltsamen Jahrhunderts prägte, schien es, als seien die „dunklen Seiten“ des zivilisatorisch-fortschrittssicheren Europas durchlebt und überwunden worden: die ethnischen Vertreibungen, die nach dem Ersten Weltkrieg Europas Landkarte nach dem modernen Prinzip des Nationalstaats ordneten, die menschenverachtenden Ideologien, die im Namen der besseren Zukunft und des neuen Menschen Zwang, Gewalt und Massenvernichtung rechtfertigten.²

Nach den Weltkriegen schien es, als habe der „gärtnerische Staat“ (Zygmunt Bauman) sein ganzes Unwesen getrieben, um im Angesicht der eigenen Katastrophe geläutert, den Terror der Vergangenheit nicht zu wiederholen.³ Der Erinnerungskultur und dem Weltkriegsgedenken oblag fortan die Aufgabe, über dieses Versprechen zu wachen, es zu bestätigen und an Jahrestagen zu erneuern.

Der 80. Jahrestag des Weltkriegsendes, der die Rangfolge der historischen Gedenktage im Jahr 2025 anführen wird, steht unter den besonderen Vorzeichen einer globalen Übergangszeit. Die seit dem Nachkrieg und dem Epochenjahr 1989 existierende alte Ordnung ist mitsamt ihren Gewissheiten an ihr Ende gekommen. Neue Koordinatensysteme zeichnen sich in der Anschauung der Gegenwart ab. Dass der Jahrestag in diesem Moment nicht mehr begangen werden kann, wie wir es in den vergangenen Jahrzehnten gewöhnt waren, liegt im Grunde genommen auf der Hand. Die Erinnerung an die Schrecken des Krieges hat Europa nicht vor einem neuen Krieg bewahrt. Der Glaube, dass wenn wir uns nur ausreichend anstrengen, Erinnerungskultur gar zur Aussöhnung, zur Völkerverständigung und zum „ewigen Frieden“ beitragen kann, ist brüchig geworden. So wie er es im Übrigen für die Kriegsüberlebenden nach 1918 wurde, die Denkmäler errichteten, Feiertage begingen und internationale Institutionen wie den Völkerbund und – nach dem Zweiten Weltkrieg – die UNO schufen, die anstelle der Waffengewalt Verhandlungen und internationale Regeln der Konfliktbegrenzung setzten. Es war ein Glaube, der die Welt nach 1945 im Sinne eines systemübergreifenden Grundkonsenses vor der militärischen Eskalation bewahrte.

Der Kalte Krieg war im so genannten Ostblock und im liberalen Westen darauf ausgelegt, die eigene Überlegenheit auch militärisch zu beweisen, ohne jedoch einen Dritten Weltkrieg auszulösen. Zu nah waren die Kriegserfahrungen, zu offen die Wunden des Krieges, als dass man den Bevölkerungen vor allem in Europa einen neuen Krieg zumuten wollte und konnte. Neben allen geopolitischen und ökonomischen Einflüssen sorgten auch das Kriegserleben und die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg dafür, dass selbst so bedrohliche Krisen wie die Kuba-Krise zu Beginn der 1960er Jahre eingedämmt werden konnten.⁴ Die heißen Kriege des Kalten Krieges fanden außerhalb Europas als Dekolonialisierungs- und Stellvertreterkriege statt: in Korea, in Vietnam und in Afghanistan. Während Europäerinnen und Europäer seit dem Weltkriegsende dem wohligen Trugschluss aufsaßen, dass hinter der zeitlichen und räumlichen Entfernung von der Gewalt ein unumkehrbarer und fortschreitender Prozess der Zivilisierung zum Vorschein komme.⁵

Es wird ein anderer Jahrestag sein. Das zählende Weltkriegserbe ist aufgebraucht und von der „Friedensdividende“ der 1990er Jahre spricht niemand mehr, außer ihren Verlust zu beklagen. Wenn die globalen Nachkriegsordnungen des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Krieges der Vergangenheit angehören, werden sich auch Geschichts- und Erinnerungsmuster ändern. Kriege, wie der in der Ukraine, wirken wie Katalysatoren für subkutane Prozesse, für den „Rombo“ – jenes aus weiter Ferne heranziehende Grollen eines Erdbebens, das, wie die Schriftstellerin Esther Kinsky eindringlich beschrieben hat, alte Ordnungen aufbricht und neue konfiguriert.⁶ Der Krieg in Europa beeinflusst die Weltkriegsgeschichte und Weltkriegsgeschichtsschreibung.

Nun mag es aus der Perspektive der menschlichen Verfasstheit betrachtet sogar nachvollziehbar sein, wenn diese Veränderungen bedauert und die Unsicherheit der offenen Situation beklagt werden. Für den Frieden in Europa und das Überleben der demokratischen Ordnung sind die gegenwärtigen Entwicklungen eine existentielle Gefahr. Für das geteilte Grundverständnis darüber, wie und woran wir uns erinnern, sind sie eine Herausforderung. Auf dieser Ebene bergen Veränderung, Unsicherheit und Offenheit, so abgegriffen es auch klingen mag, die Chance auf eine Neuverständigung und damit auf die Wiederbelebung einer Weltkriegserinnerung, die zu mehr imstande ist, als den Raum für politische Sonntagsreden zu bieten und in der viel zitierten Kritik von Aleida Assmann bloß eine „Kranzabwurfstelle“ zu sein.



In einer gemeinsamen Gedenkstunde von Bundestag und Bundesrat zum 40. Jahrestag der Kapitulation spricht Bundespräsident Richard von Weizsäcker im Bundestag. In seiner Rede zum Ende des Zweiten Weltkriegs betont er, der 8. Mai sei ein „Tag der Befreiung“ von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gewesen.

1. (NEUE) FRAGEN AN DIE ERINNERUNGSKULTUR

Es wird also ein anderer Jahrestag sein. Für das historische Gedenken und die Kultur des Erinnerns markiert der 80. Jahrestag in vielerlei Hinsicht eine Zäsur, die sich lange angekündigt hat und über deren Umstände bereits viel diskutiert wurde, ohne allerdings überzeugende Antworten zu finden. Auf zwei Konstellationen werde ich im Folgenden stärker eingehen: das Ende der Zeugeenschaft und den Umgang mit Erinnerungen in der postmigrantischen Gesellschaft.

Dass die letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Weltkriegs, des Holocaust und der Nachkriegszeit bald nicht mehr am Leben sein werden, ist bekannt. Ebenso, dass sich mit dieser Tatsache die Authentizität der Erinnerung verändert und damit ihre Wirkungsmacht, wenn nämlich die Unmittelbarkeit der Kriegs- und Terrorerfahrung, die Berührbarkeit durch das persönliche Gespräch, sei es innerhalb von Familien, in Vereinen oder Schulen, verloren gehen. Diese Veränderungen sind grundlegend. Sie markieren den zwar wenig überraschenden, für das „Überleben“ der Erinnerung jedoch existentiellen Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis. Während das kommunikative Gedächtnis auf die mündliche Überlieferung der vorangegangenen drei Generationen begrenzt ist, muss die Erinnerung nach ungefähr 80 Jahren in einem ganz anderen Ausmaß an externalisierte kulturelle Symbole, Institutionen, Traditionen und Deutungsmuster gebunden werden.⁷

Die Herausforderung besteht in der Gestaltung dieses Übergangs, ohne dass, wie häufig beschworen wird, die „lebendige Erinnerung“ verlorengeht. Was bedeutet eine „lebendige Erinnerung“, wenn sie nicht mehr an (Über)lebende gebunden sein kann, wenn sie sich löst und lösen muss von einer historischen Authentizität, von der wir uns zeitlich entfernen und die nicht mehr durch Zeugenschaft beglaubigt ist?



Vitrine mit Schuhen im Museum des Stammlagers Auschwitz in Polen, 2016.

Diejenigen, die über den Verlust der „lebendigen Erinnerung“ klagen, übersehen einen wesentlichen Grundsatz, der von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wie selbstverständlich hergestellt werden konnte, in Zukunft aber gesellschaftlich geschaffen werden muss. Bedeutsam ist Erinnerung immer dann, wenn sie es versteht, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden. Ob mit oder ohne Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Kurzum: Um die Weltkriegs- und Nachkriegserinnerung lebendig zu halten, bedarf es zuvörderst und eigentlich „nur“ der Verknüpfung mit der Gegenwart. Sie wird leer, wenn sie steckenbleibt in den Deutungsmustern, Erinnerungsimperativen und Ansprüchen vergangener Zeiten, wenn sie uns nichts mehr zu erzählen weiß über unser Erleben und wenn sie weder Orientierung noch Identität, schlussendlich keinen Gegenwartssinn mehr stiftet.



Deutsche Flüchtlinge aus Ostpommern und Schlesien fliehen 1945 zu Fuß und mit dem Schlitten vor der vorrückenden Roten Armee in den Westen.

Damit ist die wesentliche Wirkungsweise kollektiver historischer Erinnerung benannt. Erinnerung braucht Gegenwartsrelevanz, zuerst im Hinblick auf ihre Inhalte und dann im Hinblick auf ihre Medien und Träger. Vor dem Hintergrund einer Gegenwart von Kriegen, politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen erscheint die historische Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs und an den Nachkrieg wichtiger denn je. Denn sie berichtet vom Schrecken, von der Gewalt, vom Leben und Überleben und von der langen Wirkungsmacht der Kriegserfahrung, die weit über die unmittelbare Nachkriegszeit hinausreicht. Die Erinnerung erlaubt die Erfahrung fragiler gesellschaftlicher Ordnungen, die von Flucht, Vertreibung, Verlust und Neuanfang geprägt sind. Und sie konfrontiert mit der menschlichen Grundkonstellation von Ambivalenz und Widersprüchlichkeit, dem Nebeneinander von Zerstörung und Zuversicht.

Neue Medien und eine Digitalität, die schnelle und globale Zugriffsmöglichkeiten erlauben, sind zuallererst zeitgemäße Trägerinnen der Erinnerung. Sie allein gestalten jedoch nicht die Inhalte, weshalb der alleinige Verweis auf ihre „bessere und verstärkte“ Nutzung noch nicht die

Gegenwartsrelevanz der historischen Erinnerung herausstellt. Diese entsteht erst in der fortlaufenden gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der Frage, woran wir uns erinnern wollen, wenn wir an den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit denken.

Dieser Grundsatz gilt ebenso für die zweite lange bekannte und viel diskutierte Veränderung in der Erinnerungskultur. Der 80. Jahrestag des Weltkriegsendes findet in einer ethnisch und kulturell heterogenen Gesellschaft statt, deren Bevölkerungsgruppen auf ganz verschiedene Herkunftsfamilien schauen und von dort ihr historisches Selbstverständnis ableiten. Die Frage, wie diese Komplexität an Geschichtserfahrung und Erinnerung integrativ wirken und zukünftig zu einer Gemeinschafts- und Sinnstiftung führen kann, ist zu beantworten. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Nachkrieg in Deutschland kann in dieser Realität keine konventionelle Angelegenheit mehr sein und die Herausforderung besteht darin, eine moderne Erinnerungskultur zu gestalten, die, wenn sie ihre identitäts- und gemeinschaftsstiftende Aufgabe erhalten will – und worum sollte es sonst gehen –, so beschaffen ist, dass sie dieser Wirklichkeit Rechnung trägt. Gelingt dies nicht, zerfällt die deutsche Gesellschaft in partikuläre Erinnerungsgemeinschaften, die einander wenig zu sagen haben, nach innen aber umso stärker abgrenzend wirken.

Im Bemühen um eine erinnerungskulturelle Integration heterogener Bevölkerungsgruppen muss die Weltkriegserinnerung neben dem zentralen Fokus auf die Geschichte der deutschen Verantwortung und Schuld weitergehende Angebote machen. Denn welcher Deutsche und welche Deutsche türkischer, syrischer oder ukrainischer Herkunft wird sich loyal zu einer historischen Erinnerung bekennen, die auf eine geradezu paradoxe Art und Weise national verengend und exkludierend ist? Die Negativfolie der Erinnerung bezieht sich auf eine gesellschaftliche Verfasstheit, die seit Jahrzehnten nicht mehr existiert und die Kriegserinnerungen aufnehmen muss; beispielsweise der Russlanddeutschen, der Ukrainerinnen und Ukrainer, der türkischstämmigen Bevölkerung und sicher auch die der Ostdeutschen, die einer anderen Nachkriegsgeschichte ausgesetzt waren als die Deutschen in den westlichen Besatzungszonen.

Der 80. Jahrestag des Weltkriegsendes bietet den Anlass für diese Angebote, indem Kriegs- und Nachkriegsgeschichte in einem transnationalen Kontext themenorientiert erinnert wird. Dabei geht es nicht um Eindeutigkeiten und Täter/Opfer-Kategorien, sondern um die so genannten „Grautöne“ des Krieges, um Werte und Handlungsoptionen, die das (Über)leben im Krieg ermöglichen. Und um Themen, wie das der kolonialen Geschichte des Krieges, die bisher in Deutschland kaum erinnert worden ist.

2. (NEUE) FRAGEN AN DIE GESCHICHTE

Es wird ein anderer Jahrestag sein, auch für die historische Forschung, die Themen und Inhalte in der Vergangenheit häufig um erinnerungskulturelle „Großereignisse“ entwickelt hat. Wenn Geschichte immer Gegenwart ist, wenn das Wissen über die Vergangenheit stets und ausschließlich aus der Gegenwart gelesen und gedeutet wird, dann werden die derzeitigen Kriege und Krisen nicht nur die Koordinaten der Erinnerungskultur, sondern auch die der historischen Weltkriegsforschung bewegen.⁸ Wie im Fall der Veränderungen in der Erinnerungskultur bietet der 80. Jahrestag die Chance, eingefahrene Pfade und etablierte Deutungsmuster zu hinterfragen und um Perspektiven zu erweitern, die verhindern, dass der 80. Jahrestag auch geschichtswissenschaftlich zur Pflichtübung wird.

In der schablonenhaft gewordenen Gedenkkultur und einer Forschungslandschaft, die sich in den vergangenen Jahrzehnten hauptsächlich mit dieser Gedenk- und Erinnerungskultur und weitaus weniger mit empirischer Geschichtsforschung und konkreten ereignisgeschichtlichen Neubetrachtungen befasst hat, bedarf es hierfür freilich einer wissenschaftlichen Neugierde, eines gewissen Mutes und der Risikobereitschaft, etablierte Positionen „gegen den Strich“ zu lesen. „Historische Forschung muss“, wie der Mittelalterhistoriker Johannes Fried formulierte, „vordringlich Gedächtniskritik betreiben. Das neue Fundament, auf dem künftiges Forschen aufruhen muss, heißt erinnerungskritische Skepsis.“⁹



Gedenkfeier zum 70. Jahrestag der Invasion in der Normandie im französischen Colleville-sur-Mer am 6. Juni 2014 mit dem damaligen US-amerikanischen Präsidenten Barack Obama.

In der europäischen Geschichtswissenschaft liegen die großen „Archiventdeckungen“ und paradigmatischen Quelleninterpretationen Jahrzehnte zurück. Heute beziehen sich kritische Debatten und das Gros der Forschungsarbeiten und Konferenzen auf die Geschichte der Erinnerungskultur oder sind direkt geschichtspolitisch motiviert.¹⁰ In hektisch geführten Polemiken, wie der so genannten Katechismus-Debatte, stritt die Fachwelt jüngst um das „richtige“ Erinnern, um Imperative und Hierarchien des Gedenkens und weniger um Ergebnisse der empirisch-historischen Forschung, selbst wenn die Kolonialgeschichte neue Perspektiven, beispielsweise auf die Beteiligung und den Umgang mit Soldaten aus den Kolonien, eröffnete.



Stalin-Denkmal in Prag nach seiner Enthüllung am 1. Mai 1955. Nachdem die Ära Stalin in der Sowjetunion in die Kritik geraten war, wurde die Riesenskulptur 1962 in die Luft gesprengt.

Im Hinblick auf die empirische Nachkriegsforschung und die Geschichte des Jahres 1945 fand die letzte Konjunktur in den 1990er Jahren am Ende des Kalten Krieges statt. Ausgelöst durch die sensationelle Öffnung der sowjetischen Staatsarchive, des KGB-Archivs (wenn auch nur für kurze Zeit und nur in einigen Bereichen), der osteuropäischen und der DDR-Archive war zum ersten Mal seit dem Kriegsende überhaupt eine umfassende historische Betrachtung jener Jahre möglich. Bahnbrechende Studien entstanden: zur Stalinisierung Osteuropas und zur Gewalt der Roten Armee in der sowjetischen Besatzungszone, zur gewaltsamen Migration, zur Vertreibung der Deutschen und sogar zu Fragen der Kollaboration mit der national-sozialistischen Besatzungsherrschaft, die heute nur schwer auf die Tagesordnung wissen-

schaftlicher Konferenzen zu bringen sind.¹¹ Die Osteuropaforschung befasste sich zum ersten Mal „quellengesättigt“ mit der Terror- und Gewaltgeschichte des Stalinismus vor und nach dem Zweiten Weltkrieg und die Cold War Studies erfuhren einen ungeahnten Aufschwung, denn, so der US-amerikanische Historiker John Lewis Gaddis, „nun wussten wir“.¹² Nun wusste die Forschung von den sowjetischen Atomwaffenprogrammen, die unmittelbar nach Kriegsende unter der Leitung des einstigen NKWD-Chefs Lavrentij Berija durchgeführt worden waren und von jenen US-amerikanischen Moskauer „Kundschaftern“, für deren Spionage nun die Beweise vorlagen.¹³ Angesichts der zahlreichen, tatsächlich aufsehenerregenden Forschung nimmt es nicht wunder, dass sich die Türen der Moskauer Archive zügig wieder schlossen, zunächst Stück für Stück, mittlerweile sind sie unerreichbar.

Die Konjunktur der Kriegs- und Nachkriegsforschung in den 1990er und frühen 2000er Jahren zeigt, dass neue Forschungsperspektiven oft direkt mit historischen Zäsuren verbunden sind, die Historiker und Historikerinnen mit anderen Augen auf die Vergangenheit blicken lassen. Gleichwohl muss damit nicht immer die Öffnung von Archiven verbunden sein. Es genügt an dieser Stelle, Johann Wolfgang Goethe zu zitieren, der uns in seiner Geschichte der Farbenlehre wissen ließ, „dass die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unseren Tagen wohl kein Zweifel übriggeblieben.“ Und weiter: „Eine solche Notwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse [sic] einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen lässt.“¹⁴

Der 80. Jahrestag des Weltkriegsendes bietet den Anlass, über diese, von einer veränderten Gegenwart ausgehenden Standpunkte nachzudenken. Drei werden im Folgenden skizziert. Sie können in nationaler, transnational-europäischer und globaler Ausdehnung bearbeitet werden, unterstreichen die Transzendenz von Vorkrieg, Krieg und Nachkrieg und betonen geopolitische Perspektiven.

3. DIE ZEITEN DES KRIEGES – VORKRIEG, KRIEG UND NACHKRIEG

Die Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen der Zeit des Vorkriegs, dem Kriegsverlauf mitsamt seinen zahlreichen Nachkriegsplanungen und der realpolitischen Gestaltung des Kriegsendes gehört zu den faszinierenden Sichtachsen für eine Weltkriegsforschung, die keiner streng-linearen Chronologie folgt, sondern themenorientiert vorgeht. Ein solcher Ansatz fragt beispielsweise aus der Perspektive der Geschichte von Grenzen und Grenzverläufen nach den wechselseitigen Beeinflussungen von Vorkriegsplänen und Kriegszielen, dem militärischen und politischen Kriegsverlauf und den verschiedenen Nachkriegsentwürfen. Fragen von Krieg und Frieden sind, wie gegenwärtig im Krieg in der Ukraine zu beobachten ist, Fragen von Grenzen und Territorien.

In Bezug auf den Zweiten Weltkrieg prägten sie die britische Appeasementpolitik gegenüber Hitler ebenso wie die deutsch-sowjetischen Verhandlungen im Zuge des Hitler-Stalin-Pakts, den Kriegsverlauf und die Kriegserfahrungen sowie die großen Konferenzen der Alliierten in Jalta auf der Krim oder in Potsdam. Welche Nachkriegspläne wurden aus welchen Gründen in die Tat umgesetzt? Inwiefern gestalteten territoriale Vorstellungen und Ambitionen den Kriegsverlauf? Welche Konzepte verloren ihre Bedeutung in der politischen Konstellation des Nachkriegs?

Es ist bemerkenswert, wie wenig die themenorientiert-diachrone Perspektive für die Gesamtschau auf den Zweiten Weltkrieg bisher zum Tragen gekommen ist, gerade weil bekannt ist, dass Vorstellungen vom Nachkrieg im Sinne der (Neu)Aufteilung der Welt schon die Vorkriegszeit und die geopolitischen Krisen in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre prägten. Darüber hinaus vermag die Analyse von Grenzverläufen, von Verhandlungen über Interessensphären und die Implementierung von Grenzen makro- und mikrohistorische Perspektiven miteinander verbinden, Militär-, Politik- und Alltagsgeschichte zueinander in Beziehung setzen und den Blick auf andere, bisher unterschätzte geopolitische Akteure neben den alliierten Großmächten richten. Akteure, wie beispielsweise die europäischen Exilregierungen in London, die sich während und bis kurz nach dem Krieg mit ihren eigenen Agenden in die Verhandlungen über die territorialpolitische Neuordnung auf dem Kontinent einbrachten.¹⁵

4. DIE DIKTATURANFÄLLIGKEIT DER DEMOKRATIE

Ein zweites geschichtswissenschaftliches Themenfeld, das nach der Konjunktur in den 1990er Jahren eine Revision verdient, betrifft die Implementierung der Nachkriegsordnungen in Deutschland und insbesondere in Osteuropa. Seit langem, im Prinzip seit François Fejtős zweibändigem Grundlagenwerk zur Geschichte der Volksdemokratien, das auf Deutsch bereits in den frühen 1970er Jahren erschienen ist, dominierte die Vorstellung eines kurzen Übergangs von scheindemokratisch-antifaschistischen Inszenierungen im unmittelbaren Nachkrieg bis zur umfassenden Stalinisierung Ost- und Südosteuropas am Ende der vierziger Jahre.¹⁶ In diesem Geschichtsbild, das in der Konjunktur der 1990er Jahre im Wesentlichen bestätigt worden ist, stand außer Frage, dass diese Entwicklung aus Moskau von Beginn an – im Sinne der vielzitierten „Salamitaktik“ – geplant und durchgeführt wurde.



Arbeiter werden von einem Soldaten beim Bau der Berliner Mauer überwacht, 1. Mai 1962.

An der festen Entschlossenheit, mit der Stalin die territoriale und ideologisch-politische Erweiterung des sowjetischen Machtbereichs – potenziell auch über den Osten Deutschlands hinaus – verfolgte, kann auch heute kein Zweifel bestehen. Der zeitliche Verlauf und die Art und Weise, mit der die Umsetzung der sowjetischen Herrschaft nach 1945 durch demokratische Institutionen erfolgte, kann vor dem Hintergrund gegenwärtiger Diskussionen um die Diktaturanfälligkeit der Demokratie neu betrachtet werden. So wäre zu fragen, ob die Deutung einer aufeinanderfolgenden allmählichen Stalinisierung die Realität der totalitären Machtübernahme tatsächlich erfasst. War die Nachkriegszeit nicht weitaus stärker als bisher angenommen von der Gleichzeitigkeit demokratischer Bekenntnisse und totalitärer Methoden und Praktiken geprägt? Erlaubt der Blick auf diese Zeit Aufschluss über die diktatorischen Ambitionen, die uns in der Gegenwart, gerade in Osteuropa, wieder begegnen?

Der berühmte, Walter Ulbricht zugeschriebene Satz, „Es ist doch ganz klar. Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand behalten“¹⁷, kann auch anders verstanden werden. Nicht als Beleg für eine „Fassadendemokratie“, sondern für die absichtsvolle Errichtung demokratischer Institutionen, deren Existenz als notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für die totalitäre Machtübernahme betrachtet wird. Thesenartig

wäre also am Fallbeispiel des osteuropäischen Nachkriegs zu fragen, ob totalitäre Transformationen unter Umständen leichter zu bewerkstelligen sind, wenn sie aus demokratischen Institutionen hervorgehen. Und zugespitzt: Kann Demokratisierung eine machtpolitische Methode totalitärer Herrschaft sein?

Selbst wenn der „antifaschistisch-demokratische Neubeginn“ in der sowjetischen Besatzungszone und in Osteuropa durch das spezifische historische Setting der Anti-Hitler-Koalition, Stalins Konzessionen an die westlichen Verbündeten Großbritannien und die USA und deren Forderungen nach einem demokratischen Nachkriegseuropa betrachtet werden muss, können wir aus der Nachkriegsgeschichte in mindestens zweierlei Hinsicht etwas über unsere Zeit erfahren: über politische Strategien totalitärer Machtergreifungen, die sich durchaus am Werkzeugkasten demokratischer Verfahren und Institutionen bedienen können. Und damit eben über die Anfälligkeit dieser Verfahren und Institutionen für totalitäre und diktatorische Absichten, die unsere Gegenwart wieder entscheidend beeinflussen.

5. GEWALT IM NACHKRIEG

Das Bewusstsein dafür geschärft zu haben, dass ein formales Kriegsende noch nicht das Ende kriegsgerichteter Gewalt bedeutet und dass Nachkriegsentwürfe neue Gewalt evozieren können, gehört zu den wichtigen Forschungsergebnissen im Umfeld des historischen Gedenkens an das Ende des Ersten Weltkriegs im Jahr 2018.¹⁸ Für den globalen Nachkrieg nach 1945 stehen diese großen vergleichenden Untersuchungen noch aus und sie können sich auch nicht auf die Geschichte des Bürgerkriegs in Griechenland beschränken, die bereits verhältnismäßig gut erforscht ist und als Beispiel für die Nachkriegsgewalt häufig herangezogen wird.

Zwei Richtungen sind hierbei von besonderem Interesse. Zum einen die systematisch-vergleichende Beschäftigung mit der Frage nach der Anwesenheit von Gewalt in einer von der Sehnsucht nach Frieden und Normalität erfüllten Nachkriegszeit. Welche Formen der Gewalt sind für diese Phase besonders prägend? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede fördert der Vergleich unter anderem zwischen West- und Osteuropa zutage; aufgrund der unterschiedlichen Besatzungserfahrungen aber auch aufgrund der unterschiedlichen geopolitischen Nachkriegsentwürfe?



Russische Panzer am 17. Juni 1953 in Berlin: Mit Steinen greifen Ost-Berliner Arbeiter russische Panzer an, die den Aufstand niederschlagen.

Bis heute fehlt das Wissen über die vielen ost- und südosteuropäischen Widerstandsbewegungen, die sich im Prinzip gegen alliierte Übereinkünfte, wie das berühmte Percentages-Agreement, zur Wehr setzten, in dem Churchill und Stalin im Oktober 1944 die jeweiligen Interessensphären auf dem Balkan vereinbart hatten.¹⁹ In den großen Kriegs- und Nachkriegsdarstellungen spielen sie keine Rolle, obschon sie in einzelnen Länderstudien empirisch aufgearbeitet worden sind. Nicht nur in Polen oder in der Ukraine, auch in Südosteuropa richteten Partisanen und Widerstandsgruppen, wie die bulgarischen „Gorjanite“²⁰, ihren Kampf nun gegen die neuen sowjetischen Machthaber.

Die zweite Blickrichtung nimmt Ansätze der Kolonialismusforschung auf, die gegenwärtig einen großen Einfluss auf die Geschichtsschreibung und die Gewaltgeschichte Europas ausübt. Sie fragt nach den historischen Auswirkungen des europäischen Kolonialismus auf soziale, wirtschaftliche und politische Strukturen und hat in der Zeitgeschichte vor allem die großen De-kolonialisierungswellen nach dem Ersten Weltkrieg und im Kalten Krieg behandelt. Für den Zweiten Weltkrieg beschränken sich die Studien vor allem auf die Beteiligung von und den Umgang mit Militärangehörigen aus den Kolonien in den alliierten Armeen.

Weitaus weniger Aufmerksamkeit erhielt die koloniale Gewalt im europäischen und globalen Nachkrieg, die einmal mehr auf die komplexen Verflechtungen zwischen Krieg und Nachkrieg hinweist. Noch vor der Kapitulation Japans am 2. September begann mit der Ausrufung der unabhängigen Republik Indonesiens am 17. August 1945 der niederländisch-indonesische Krieg, der bis 1949 andauerte und in den neben Großbritannien, dessen Besatzung die von Japan ablöste, auch die USA als globale Supermacht politisch involviert waren. Für die Niederlande war die Wiederherstellung der kolonialen Verhältnisse der Vorkriegszeit unverzichtbar und damit eine wirtschaftlich und machtpolitisch motivierte Überzeugung, die auch von der niederländischen Exilregierung in London stets vertreten wurde. So hatte die Exilregierung als Zugeständnis an den wachsenden indonesischen Nationalismus 1942 die zukünftige Gleichberechtigung von Niederländisch-Indien, freilich innerhalb des Königreichs, beschlossen.

Auch für Frankreich und Charles de Gaulle stand die Rückkehr zur kolonialen Vorkriegsrealität nach 1945 außer Frage. 1946 begann der so genannte erste französische Indochinakrieg zwischen der einstigen Kolonialmacht und der 1941 gegründeten Viet Minh unter der Führung von Ho Chi Minh, der die Unabhängigkeit der Demokratischen Republik Vietnam am 2. September 1945 ausgerufen hatte. Kurz darauf landeten die Truppen des französischen Expeditionskorps in Südvietnam und die französische Anerkennung Vietnams im März 1946 blieb die kurze Episode in einer extremen Kriegsgeschichte, die mit dem US-amerikanischen Vietnamkrieg bis in das Jahr 1979 andauerte.

FAZIT

Im Angesicht dieser, den europäischen und globalen Nachkrieg kennzeichnenden Gewaltgeschichte(n), mag es schwerfallen, nach den Kapitulationen vom „Schweigen der Waffen“ und vom Anbruch einer Friedenszeit zu sprechen. Und dennoch feierten Menschen auf der ganzen Welt mit vollem Glück und Recht den Sieg über das nationalsozialistische Deutschland und das Ende des Zweiten Weltkriegs.

In Europa waren die großen Schlachten vorüber, Hitlers Besatzungsregime waren besiegt, die Konzentrations- und Vernichtungslager des Holocaust befreit. Gefangene und Soldaten konnten heimkehren, zu Familien und an Orte, die ihnen fremd geworden waren. Andere mussten für weitere Jahre in sowjetischen Lagern um ihr Leben kämpfen. Millionen verloren ihre Heimat und keine Wiedergutmachung konnte den erlittenen Verlust und die Trauer kompensieren. Die Hauptkriegsverbrecher wurden in Nürnberg verurteilt, in einer letzten alliierten Kraftanstrengung. Tausende Täterinnen und Täter kamen ungestraft davon. Die wenigen Überlebenden des Holocaust verließen die Vernichtungslager, nicht aber die Traumata der Terror- und Gewalterfahrung, an denen nachfolgende Generationen bis heute tragen.

Der diesjährige 80. Jahrestag bietet die Möglichkeit, das Weltkriegsende in seiner ganzen Komplexität und Widersprüchlichkeit von Hoffnung und Vergeblichkeit, von Krieg und Frieden zu betrachten. Es ist weder banal noch dystopisch darauf hinzuweisen, dass dies in einer Gegenwart, in der sich Europa für viele wieder im Krieg, für andere womöglich im Vorkrieg befindet, von Bedeutung sein wird.



*Die Befreiung von der deutschen Besatzung in Paris 1944.
In der Mitte: Charles de Gaulle.*

- 1 Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1995.
- 2 Dass zu dieser Zeit in Europa im Zuge der jugoslawischen Zerfallskriege die „dunklen Seiten der Moderne“ weiterhin sichtbar waren, wurde oftmals ausgeblendet oder als Zeichen für die zivilisatorische Rückständigkeit dieses Teils des Kontinents betrachtet.
- 3 Zygmunt Bauman: Moderne und Ambivalenz – Der Staat als Gärtner – Gärtnerische Ambivalenz und der Geist der Moderne, in: *Mittelweg* 36 (1992) Heft 3.
- 4 Aleksandr A. Fursenko/Timothy J. Naftali: One Hell of a Gamble. Krushchev, Castro & Kennedy 1958–1962. The Secret History of the Cuban Missile Crisis, New York 1997; Mark J. White: Missiles in Cuba – Kennedy, Khrushchev, Castro and the 1962 Crisis, Chicago 1998; Lukas Böckmann: Apokalyptische Befreiung. Fidel Castro und Che Guevara wollten ihr Volk der Weltrevolution opfern. Der glimpfliche Ausgang der Kuba-Krise radikalisierte ihren Eifer, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26. Oktober 2022, S. 12.
- 5 Zur Kritik an dieser Sichtweise siehe: Jan Philipp Reemtsma: Der blinde Fleck. Über Gewalt in der Moderne, in: *Mittelweg* 36 (April/Mai 2020) Heft 2.
- 6 Esther Kinsky: Rombo, Berlin 2022.
- 7 Hierzu grundlegend: Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999; Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 2005.
- 8 Jörg Baberowski/Eckhardt Conze/Philipp Gassert/Martin Sabrow: Geschichte ist immer Gegenwart. Vier Thesen zur Zeitgeschichte, Stuttgart/München 2001.
- 9 Johannes Fried: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004, S. 48.
- 10 Dirk A. Moses: Der Katechismus der Deutschen, in: *Geschichte der Gegenwart*, 23. Mai 2021, online: <https://geschichtedergegenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen/> (letzter Zugriff: 27. Januar 2025); Thomas Ribi: Was nun also? Der Holocaust ist singulär. Aber so ganz dann eben doch nicht? Jürgen Habermas greift ein im Streit um die deutsche Erinnerungskultur, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 16. September 2021, online: <https://www.nzz.ch/feuilleton/holocaust-gedenken-juergen-habermas-aeussert-eine-heikle-these/> (letzter Zugriff: 27. Januar 2025); Jürgen Habermas/Saul Friedländer/Norbert Frei/Sybille Steinbacher/Dan Diner: Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkung zum neuen Streit über den Holocaust, München 2022.
- 11 Norman Naimark: The Russians in Germany: A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945–1949, Cambridge 1995; Andreas Kossert: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, Berlin 2008; Joachim Tauber (Hrsg.): „Kollaboration“ in Nordosteuropa. Erscheinungsformen und Deutungen im 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2007; Christoph Dieckmann/Babette Quinkert/Tatjana Tönsmeier (Hrsg.): Kooperation und Verbrechen. Formen der „Kollaboration“ im östlichen Europa 1939–1945, Göttingen 2003.
- 12 Siehe stellvertretend: Jörg Baberowski: Der rote Terror: Die Geschichte des Stalinismus, München 2003; John Lewis Gaddis: We now know. Rethinking Cold War History, Oxford 1997.
- 13 David Holloway: Stalin and the Bomb. The Soviet Union and Atomic Energy, 1939–1956, New Haven/London 1994.
- 14 So zitiert bei: Reinhart Koselleck: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt (Main) 1979, S. 176–207, hier S. 195.
- 15 Julia Eichenberg: The London Moment, European Governments-in-exile during the Second World War. Habilitation HU Berlin 2024. Siehe auch den Research Blog *The London Moment*, online: <https://exilegov.hypotheses.org/> (letzter Zugriff: 21. Januar 2025).
- 16 François Fejtő: Die Geschichte der Volksdemokratien, 2 Bde., Bd. 1: Die Ära Stalin 1945–1953, Bd. 2: Nach Stalin 1953–1972, Graz 1972.
- 17 Wolfgang Leonhard zufolge hat Ulbricht diese Worte am Abend des 2. Mai 1945 im Säulenhause in Bruchmühle geäußert. Vgl. dazu: Die Ankunft der Gruppe Ulbricht im Nachkriegs-Berlin, online: <https://www.deutschlandfunk.de/vorgeschichte-der-ddr-die-ankunft-der-gruppe-ulbricht-im-100.html> (letzter Zugriff: 3. Februar 2025).
- 18 Siehe stellvertretend: Robert Gerwarth: Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs, München 2017.
- 19 Albert Resis: The Churchill-Stalin Secret Percentages Agreement on the Balkans, Moscow, October 1944, in: *The American Historical Review* 83 (April 1978) 2, S. 368–387.
- 20 Michail Gruiev: Preorani slogove. Kolektivizacija i socialna promjana v Balgarskija severozapad 40- 50 godini na XX. vek, Sofija 2009; Nedyalka Grozeva/Ivanka Ivanova/Krasimira Kalcheva (Hrsg.): *Gorjanite*, Vol. I, 1944–1949, Sofija 2001.

Impressum

Die Autorin

Prof. Dr. Claudia Weber ist Inhaberin des Lehrstuhls für Europäische Zeitgeschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen unter anderem Gewalt- und Diktaturengeschichte des 20. Jahrhunderts, Kulturgeschichte des Kalten Krieges sowie historische Europäisierungsprozesse und Geschichte von Europakonzepten.

Ansprechpartner und Ansprechpartnerin

Prof. Dr. Matthias Oppermann

Stv. Leiter Wissenschaftliche Dienste/
Archiv für Christlich-Demokratische Politik
T +49 30 / 26 996-3812
matthias.oppermann@kas.de

Dr. Kathrin Zehender

Referentin Zeitgeschichte
T +49 30 / 26 996-3717
kathrin.zehender@kas.de

Herausgeberin

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., 2025, Berlin

Diese Veröffentlichung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. dient ausschließlich der Information. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerbern oder -helfenden zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen sowie für Wahlen zum Europäischen Parlament.

Umschlagfoto:

Denkmal für amerikanische Soldaten zur Landung an der Küste bei Vierville-sur-Mer, Omaha Beach. In Erinnerung an die Invasion der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie, Frankreich. © Stefan Boness/IPON/Süddeutsche Zeitung Photo

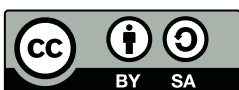
Bildnachweise:

S. 5: © Bundesregierung/Ludwig Wegmann; S. 6: © Sepp Spiegl/Süddeutsche Zeitung Photo; S. 7: © Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo; S. 9: © Jose Giribas/Süddeutsche Zeitung Foto; S. 10: © Evzen Beran/CTK Photobank/Süddeutsche Zeitung Foto; S. 13: © dpa/Süddeutsche Zeitung Photo; S. 15: © ap/dpa/picture alliance/Süddeutsche Zeitung Photo; S. 17: © United Archives/TopFoto/Süddeutsche Zeitung Photo

Gestaltung: yellow too, Pasiek Horntrich GbR

Satz: Janine Höhle, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

Hergestellt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.



Der Text dieses Werkes ist lizenziert unter den Bedingungen von „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 international“, CC BY-SA 4.0 (abrufbar unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de>).

ISBN 978-3-98574-290-5